



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

München und Konstanz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von den gelehrten Richtern, sondern allein vom Volke zu erwarten ist. Wenn diese Wahrheit trotz des Dranges nach Verbesserung der Rechtspflege dunkel geblieben ist, wenn man sich von den Schwurgerichten, statt sie zu vervollkommen, abwenden oder sie wenigstens in ihrer Zuständigkeit einschränken will, sich in unberechtigten Vorwürfen namentlich gegen die jüngern Richter ergeht und nach Änderungen tastet, die keine Hilfe bringen können, so beweist das deutlich, daß nicht nur die Wissenschaft in falsche Bahnen geraten, sondern auch die juristische Kritik erlahmt ist. Darunter leidet aber neben der Jurisprudenz auch unser gesamtes politisches und wirtschaftliches Leben. Auch die öffentliche Meinung bedarf zwar nicht der juristischen Bevormundung, die an ihrer Stelle denkt, wohl aber eines urteilsfähigen juristischen Beirats, der jedem gerecht werden will und von der ungerechten Einseitigkeit schroffer Parteigegegensätze zu überzeugen versteht.



München und Konstanz*)



In München erwies mir Dr. Loffen, der damals noch nicht Professor und Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften war, so lange Gastfreundschaft, bis ich mit seiner Hilfe eine Wohnung gefunden hatte. Ich mietete zwei möblierte Zimmer in der Türkenstraße, gegenüber dem Eingang der Türkentafelne.

Als ich einzog, hingen die Wände voll Landkarten. Entschuldigen Sie nur, Herr Doktor, sagte Frau Müller, das wollen wir gleich wegräumen, der Ferkel und die Lulu treiben mit Leidenschaft Geographie. Frau Müller war von kleiner Mittelgröße aber überaus kräftig und in allen ihren Bewegungen energisch; die blonden Haarsträhne hingen zum Teil wirr über ihr freundliches, freudestrahrendes Gesicht, und über ihr tiefes Negligee hatte sie ein rot- und grüncarrirtes Tuch lose geschlungen. Als wir mit dem bischen Einräumen fertig waren, kam sie noch einmal hereingestürzt und rief: Wünschen Sie noch was, Herr Doktor? Ich möchte Sie so recht — so recht gemütlich machen! Dabei machten ihre entblößten muskulösen Arme Stoßbewegungen wie beim Bettenauffschütteln, sodaß es schien, als wollte sie mir durch eine Art Massage zur Gemütlichkeit verhelfen. Gemütlich war es ja nun wirklich bei ihr. Sie war eine herzensgute Frau, dabei voll Arbeitskraft und Lebenslust — und

*) Fortsetzung der Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Vergl. Nr. 8: „Jenseits der Mainlinie.“

voll wissenschaftlichen und Kunstenthusiasmus. Sie kochte sehr gut und besorgte, nur von einer Aufwartefrau, die auch bei großer Wäsche half, unterstützt, allein alle Arbeit für die zahlreiche Familie. Diese bestand aus dem Manne, der als Importeur von südländischen Gemüsen und italienischen Kapauern die deutsche Landwirtschaft schädigte, zwei Kindern von zehn und zwölf Jahren, einem Militärarzt, ihrem Vetter, den sie beköstigte (ich nahm bei ihr außer dem Frühstück nur im Winter das „Nachtessen“), und ihren Eltern, die eine gesonderte Wohnung in demselben Hause hatten. Da kam es denn vor, daß sie des Morgens plötzlich von ihrem Waschschaff wegstürzte mit dem Ausruf: Gott, es ist schon dreiviertel Elf, und um elf Uhr liest Professor Ranke über den Urmenschen! In anderthalb Minuten war die Umkleidung fertig, und Frau Müller flog zur Universität. Und da nun auch ihr Mann und Dr. Feuerbach, ein Sproß der berühmten Familie, gemüthlich und unterhaltfam waren, so verflossen die Abende in der Familie sehr angenehm. Natürlich zankten wir auch oft, und da standen denn gewöhnlich die drei Männer gegen die eine Frau, die es jedoch wohl auch mit noch mehreren aufgenommen hätte. Einmal aber habe ich sie mit der pedantischen Rechthaberei, die ein methodisch denkender Mann so schwer zu zügeln vermag, zum Weinen gebracht. Sie schwärmte für antike Kunst, schwärmte zugleich auch für Wagnersche Musik und haßte Christentum und Mittelalter. Da zog sie nun, um den Widerspruch zwischen jenen beiden Schwärmereien aufzuheben, frischweg die Folgerung, daß die Wagnersche Musik klassisch, die von Haydn und Mozart romantisch sei, und ich Esel wollte sie zwingen, das Gegenteil anzuerkennen, was selbstverständlich auch dann nicht möglich gewesen wäre, wenn ich körperliche Folterinstrumente angewandt hätte. Mit dem Christentum, überhaupt mit aller Religion, hatte sie vollständig gebrochen, als ihr der Tod den ältesten Sohn, einen kräftigen und gesunden und, wie sie versicherte, ideal schönen Knaben geraubt hatte; von einem Gott, meinte sie, der so etwas thun könne, falls es einen geben sollte, möge sie nichts wissen. So ergab sie sich denn mit der ihr eignen Schneidigkeit und Entschiedenheit der Feuerbachschen Diesseitigkeitslehre, die ohnehin zur Familientradition gehörte. Ihre praktische Philosophie war übrigens gar nicht übel. Als ich ihr einmal das katholische Heiligenideal empfahl, mit dem ich damals noch nicht ganz gebrochen hatte, entgegnete sie: Damit bleiben Sie mir vom Leibe! Meine Philosophie ist: tüchtig arbeiten, tüchtig essen, freudig genießen. Und bei dieser Philosophie hat sich ihre Familie sehr wohl befunden. Als ich aus München fort war, wurde ihr Ersatz für den verstorbenen Sohn. Sie war darüber natürlich hoch erfreut, aber, wie sie mir schrieb, der Hoftheaterintendant hatte ihr einen dicken Vermutstropfen in den Freudenbecher fallen lassen. Das Bayreuther Weihfestspiel zu besuchen, hatten ihr ihre häuslichen Verhältnisse nicht erlaubt. Nun wurde gerade während ihrer Sechswochen die Nibelungentrilogie zum

erstenmale in München aufgeführt. Sie hatte also die maßgebenden Behörden ersucht, ihr zu erlauben, daß sie die Vorstellung mit ihrem Säuglinge besuche und ihn dabei stille. Und die Grausamen hatten es ihr abgeschlagen mit Rücksicht auf unsre heutigen Sitten, die die Erfüllung heiliger Mutterpflichten für etwas Lächerliches oder gar Unanständiges erklären! Und so war ihr heißer Wunsch, das größte Werk des göttlichen Meisters kennen zu lernen und zu genießen, vorläufig unerfüllt geblieben.

Wenn die gute Frau Müller noch leben und dieses lesen sollte, wird sie mich hoffentlich nicht anklagen, daß ich sie lächerlich machen wolle. Das Komische, worüber wir lachen, liegt ja nur in der Kontrastwirkung, und diese ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der großen Tragikomödie des Lebens. Wir finden keine Dame lächerlich, die sich für Musik und Litteratur, für den Fortschritt der Wissenschaften und für die großen Daseinsfragen lebhaft interessiert. Also daß die Frau, die doch so zu sagen auch ein Mensch ist, an den höchsten Interessen des Menschen teilnimmt, kann an sich nichts Lächerliches sein. Wenn nun aber die Verbindung von Waschschaff und Philosophie, von Kochtopf und Musiktheorie (Kinderstillen und Ästhetik sind so wenig unverträglich mit einander, daß vielmehr eine stillende Mutter einen der schönsten und edelsten Gegenstände der bildenden Künste abgiebt; auch dem lehrenden Heiland lassen die Maler gern solche zuhören), wenn diese Verbindung komisch wirkt, verliert dadurch etwa das Opfer dieser Komik an Achtungswürdigkeit? Steht die ästhetisirende Dame deswegen über der unbemittelten ästhetisirenden Familienmutter, weil sie es nicht nötig hat, schmutzige Wäsche zu waschen, am Kochofen zu schwitzen und ihren Sungen die Hosen zu flicken? Das Gegenteil wird doch wohl das richtigere sein, vorausgesetzt, daß unter der Ästhetik die Wirtschaft nicht leidet. Oder will man die Arbeitsteilung so weit durchführen, daß man den mit grober Arbeit beschäftigten die Beschäftigung mit den höhern Dingen grundsätzlich verwehrt, d. h. ihnen grundsätzlich verwehrt, ganze Menschen zu sein? Thatsächlich ist es ihnen ja meistens verwehrt, und sofern sie das inne werden, liegt eben darin die Tragik des Menschendaseins. Versuchen sie nun, das Entgegengesetzte zu verbinden, so giebt das allerdings zu lachen. Aber daran dürfen sie sich nicht kehren. Ist es doch sogar ein verdienstliches Werk, seinen Mitmenschen zu lachen zu geben, da Lachen die gesündeste aller Muskelbewegungen und Seelenerschütterungen und eine unentbehrliche Medizin in dieser an Gift und Galle so reichen Welt ist. Zudem ist ein Mensch, der seinen Mitmenschen keinen Anlaß zum Lachen giebt, entweder ein Unhold oder ein ganz unbedeutender Philister ohne geistigen Inhalt und ohne charakteristische Eigentümlichkeiten. Zwar preist man uns auch Heilige und Helden an, über die zu lachen eine Ehrfurchtsverletzung sein soll (von den unglückseligen modernen Majestäten, die der Staatsanwalt vorm Belachtwerden schützt, und denen dadurch die grausame Zumutung gestellt wird, keine Menschen mehr sein zu

sollen, rede ich nicht), aber diese Heiligen und Helden sind ja meistens lackirt; kratzt man den Legendenlack herunter, so findet man genug des Heitern. Die echten Heroen verschmähen den Lack. Cäsar hatte nichts dagegen, daß seine Soldaten Spottlieder auf ihn sangen, und Sokrates saß bei der Aufführung der Wolken in der ersten Reihe, und als seine Karikatur auf der Bühne erschien, drehte er sich um, damit sich die Zuschauer überzeugen könnten, ob die Maske getroffen sei. Mit Aristophanes blieb er gut Freund, und der Verehrung, die er bei seinen Anhängern genoß, that die Verspottung keinen Eintrag.

Die Arbeit für den Merkur — ich war der Hauptmitarbeiter; außerdem lieferten die Professoren Reusch und Michelis das meiste — füllte meine Zeit so ziemlich aus. Da ich des Morgens zeitig anzufangen pflege, habe ichs um 12 Uhr gewöhnlich satt. In München rückte ich — wenn ich nicht gerade um diese Zeit auf der Bibliothek zu thun hatte — regelmäßig Punkt 12 Uhr mit der Wachtparade aus, die damals von der Türkenkaserne gestellt wurde, und freute mich über den mitmarschirenden Trupp junger Arbeiter und Handwerksgefelln, die allesamt gläubige Sozialdemokraten und zugleich warme Verehrer der forschenden Militärmusik waren. Ich marschirte mit bis zur Feldherrnhalle und bog dann in den englischen Garten ab, da man bei Heck erst um 1 Uhr Mittagessen bekommt. Bei Regenwetter brachte ich die Stunde in einer der „Theken“ zu. Nach dem Kaffee wurden im Museum Zeitungen und Zeitschriften gelesen. Die Abende verlebte ich im Sommer im Freien, im Winter oft bei meinen Wirtsleuten, manchmal im Café Heck, wo man gewöhnlich ein paar altkatholische und auch andre Professoren traf. Besonders lieb waren mir unter ihnen Stieve und der leider in den besten Jahren verstorben von Druffel, die mir sehr freundschaftlich gesinnt waren, und die ich auch öfter bei Loffen traf, in dessen angenehmem Familienkreise ich, so oft es anging, die Sonntagnachmittage und Abende zubrachte.

Gottesdienst hatte ich fast alle Sonntage zu halten. Manchmal in der Kirche auf dem Gasteig, am äußersten Ostende Münchens, jenseits der Maximiliansbrücke. Es war sehr freundlich von den guten Münchnern gewesen, daß sie den Altkatholiken gerade dieses Kirchlein angewiesen hatten, wodurch sie, von ihrem römisch-katholischen Moralstandpunkte aus gesprochen, die Verdienstlichkeit des Kirchenbesuchs nicht wenig steigerten. Ein Richter, der eine volle Stunde zu marschiren hatte, kam stets und bei jedem Wetter mit seiner Frau, und immer zu Fuß; auch Dr. Loffen, der — sein Haus steht in der Kaulbachstraße — ziemlich weit hat, fehlte niemals. Das Kirchlein war immer dicht gefüllt, und die regelmäßigen Besucher waren zweifellos aufrichtig religiös gesinnte Leute. Am häufigsten hielt ich in Mehring Gottesdienst. Mehring ist ein Flecken zwischen München und Augsburg, dessen Pfarrer, Renstle hieß er, sich gegen die vatikanischen Dekrete erklärt hatte. Da die bairische Regierung diese als nicht vorhanden behandelte, konnte sie die dagegen protestirenden

Geistlichen nicht absetzen lassen. Kenstles Gemeinde verhielt sich anders als die Gemeinden der preußischen Staatspfarrer: sie fuhr fort, seinen Gottesdienst zu besuchen und ihn als ihren Pfarrer anzuerkennen. Freilich war er schon viele Jahre lang dort Pfarrer gewesen, während die meisten der preußischen Staatspfarrer den Gemeinden von der Regierung erst in der Konfliktzeit aufgebrängt worden waren, und nichtvatikanische Geistliche zu exkommunizieren und die Exkommunikation den Gemeinden bekannt zu machen haben, so viel ich weiß, die bairischen Bischöfe nicht gewagt. In Preußen ist ein protestirender Pfarrer, Tangemann, sogar mit Gewalt aus seinem Pfarrhause vertrieben worden. Übrigens fehlte natürlich sehr viel daran, daß die ganze große Mehringer Gemeinde aus überzeugten Altkatholiken bestanden hätte. Druffel machte einmal die ganz richtige Bemerkung, die Mehringer seien nicht ihrem Pfarrer, sondern ihrer Kirche treu geblieben, d. h. dem steinernen Bau. Der Ort hat eine große und nach dem Geschmack der Leute auch sehr schöne Kirche, und schon katholische Städter, nun vollends Landleute, hängen mit solcher Liebe an einem ehrwürdigen und schönen Gotteshause, daß ihnen das Opfer, ihre Kirche zu verlassen und eine hölzerne Notkirche zu beziehen, sehr schwer fällt. Kenstle wußte es auch, daß ihm der größte Teil der Gemeinde grolle, sah seine Stellung mehr und mehr unhaltbar werden und siedelte bald nach meinem Weggange aus München auf eine badische Pfarre am Südrhange des Schwarzwaldes über, wo ich ihn noch einigemal besucht habe. Er war ein verständiger und gemüthlicher Mann, mit dem ich gern verkehrte. Außerdem habe ich vertretungsweise an verschiedenen andern Orten Baierns Gottesdienste abgehalten und Amtshandlungen vorgenommen. Eine interessante Bekanntschaft machte ich in einem Orte an der österreichischen Grenze. Ein richterlicher Beamter gewährte mir da Gastfreundschaft, der von seinen preußischen Kollegen für mehr oder vielmehr für weniger als satisfaktionsfähig erklärt werden würde. Des Morgens ging er barfuß und mit aufgestreiften Hosen in Hemdsärmeln in den Garten, um seiner Frau Suppenkräuter und Wurzeln zu holen, und auch sonst unterzog er sich allen möglichen Wirtschaftsarbeiten. Bei Tisch hatte er neben seinem Teller, um diesen zu schonen, ein hölzernes Brettchen liegen, auf dem er das Fleisch schnitt. Das Söhnlein, ein zweieinhalbjähriger strammer Bube, krabbelte, mit einem einzigen Kittelchen bekleidet, zwischen den Tellern und Schüsseln herum, und die guten Eltern freuten sich herzlich, wenn ihm da etwas passirte, wofür andre als Eßgeschirre bestimmt sind. Seine Frau war eine tüchtige Hausfrau und ganz ländlich; in die Gefahr, nach Art der Frau M. komisch zu werden, konnte sie nicht geraten. Als mir der Mann seine Mutter, ein kleines, bescheidenes Bauerweiblein, vorstellte, fügte er bei, aber vollkommen ernsthaft: „Ein sehr schönes Blatt, der Merkur [so betonte er] 's lieft'n gern, den Merkur, 's Mutterl, 's lieft'n sehr gern; [nach einer kleinen Pause:] ober's versteht'n nicht.“ In dem Sommer, wo ich ihn kennen

lernte, besuchte er die Bonner Synode als Delegirter. Er reiste, der Geldersparnis wegen, zu Fuß hin, bei schönem Wetter die Stiefel ans Ränzchen gehängt, in Dorfwirtshäusern und in Scheunen nächtigend, also ganz apostolisch, vielleicht der einzige wirklich apostolische Mann unter allen Synodalen, und es wäre hübsch, wenn einmal auf einer jener Synoden, die mehr für die Weltgeschichte zu bedeuten haben als die Bonner, etwa auf einer Konferenz österreichisch-ungarischer Fürstbischöfe oder auf der preussischen Generalsynode, der Vorschlag gemacht würde, in dieser Beziehung zu den Sitten der Apostel zurückzukehren. Natürlich würde ein solcher Vorschlag allgemeine Heiterkeit erregen, und sollte ihn der Antragsteller ernst nehmen, so würde man ihn belehren, daß er ein beschränkter Mensch sei, der an Außerlichkeiten klebe, und daß der Apostel Paulus, wenn er heute lebte, ganz gewiß mit der Eisenbahn, und zwar allermindestens zweiter Klasse reisen und sich *peracta labore**) ein gutes Diner und eine Mokka mit einer Havanna sicherlich schmecken lassen würde. Dagegen könnte man ja dann am Ende auch nicht viel einwenden, denn es ist wirklich schwierig oder vielmehr unmöglich, zu sagen, was ein Mann früherer Jahrtausende heute unter ganz andern Verhältnissen thun würde.***) Aber gewisse moderne Dinge giebt es doch, von denen man ohne Schwanken behaupten darf: nein, dazu würde sich ein Apostel nimmermehr verstanden haben! An dem Wohnorte jenes Richters hatte ich einmal gerade am Geburtstage des bairischen Königs Gottesdienst zu halten. Da wurde mir gesagt, die Offiziere der benachbarten österreichischen Garnison würden sich zur Königsgeburtstagsfeier in der Kirche einfinden, und da möchte ichs nur hübsch kurz machen (das that ich ohnehin immer), „denn die Herrn hobens eilig zum Fröhshoppen.“ Ich bin überzeugt, daß da Paulus nicht gefällig genickt, sondern den Boten angeranzt haben würde: „Sage deinen Herren, daß ich die Perlen***) nicht vor die Säue werfe; diese Herren gehören überhaupt nicht in unsre Gemeinschaft, sie sollen zu ihrem Herrn und Vater, dem *ἀρχῶν τοῦ κόσμου τούτου* gehen!“

*) So sagte der Stadtpfarrer Herzog in Glas gern, um junge Kapläne in den Genussregeln zu prüfen. Dieser alte Herr hatte sich 1813 das Eisene Kreuz für Kombattanten verdient, machte am Altar in vorschriftsmäßig militärischer Form Kehrt und sprach das Dominus vobiscum im Kommandotone.

**) Bischof Ketteler soll einmal auf die Frage: Was meinen Sie, was Paulus heute thun würde? geantwortet haben: Er würde eine Zeitung gründen. Das glaube ich nun schlechterdings nicht; aber sich in Zeitungen vernehmen lassen, das würde weder dem persönlichen, noch dem Apostelcharakter des Paulus widersprechen.

***)) Mit den Perlen ist hier nicht das Menschenwort an sich gemeint, sondern nur das Menschenwort, sofern es dem Gotteswort als Vehikel dient, und die heilige Handlung. Mein alter Pfarrer Bär las mir einmal mit Lachthänen in den Augen aus einer Zeitung vor: „Hierauf ruhten die Allerhöchsten Herrschaften, in der Schloßkapelle dem Höchsten Allerhöchsthren Dank abzustatten.“

Meine Arbeit am Merkur wurde mir in der ersten Zeit durch den Umstand erleichtert, daß ich, wie die maßgebenden Münchner Herren,*) der konservativen Richtung huldigte und also in ihrem Sinne handelte, wenn ich unsrer Fortschrittspartei und ihrem Führer Niecks entgegentrat. Diese Partei gedachte auf der nächsten Synode ihre beiden Hauptforderungen, die Aufhebung des Zölibats und die Einführung der deutschen Messe, durchzusetzen, und ich richtete dagegen (von Nr. 15 des Jahrgangs 1877 ab) fünf Artikel unter der Überschrift: Vor der Synode. Der damalige Streit hat ja für die heutige Zeit keine Bedeutung mehr, aber manches von dem, was ich damals geschrieben habe, dürfte auch in andern Fällen der Erwägung wert sein, ich will deshalb den letzten Artikel hier mit einigen Kürzungen abschreiben. In den ersten vier hatte ich zu beweisen gesucht, daß eine bloße Übertragung der lateinischen Messgebete ins Deutsche ohne andre durchgreifende Änderungen eine ganz bedeutungslose Neuerung sein würde, über die zu streiten gar nicht der Mühe lohne, daß dagegen zu einer wirklichen Erneuerung des Gottesdienstes im Sinne des apostolischen Zeitalters die geistigen und geistlichen Kräfte fehlten (in die heikle Zölibatsfrage hatte ich mich nicht eingelassen). Dann fuhr ich fort:

„Man hat nach einem »frischen Lusthauche« gerufen, der unser Schifflein fördern soll. Wenn man unter dem frischen Lusthauche den Geist versteht, der alles Bestehende um und über den Haufen wirft, wenn man, um deutlich zu sprechen, eine Zunahme unsrer Mitgliederzahl von der Einführung der deutschen Messe und der Abschaffung des Zölibats erwartet, so täuscht man sich. Das glauben wir unwiderleglich dargethan zu haben. Es ist aber von Wichtigkeit, den Grund der Täuschung aufzudecken. Wir stellen uns die Sache folgendermaßen vor.“

„Ein großer Teil der Gebildeten hat einen sehr unvollkommenen Begriff von der Bedeutung der Religion für das Volksleben und davon, wie tief die Wurzeln der Katholizismus in den Herzen geschlagen hat. Der Begriff des Katholizismus ist aber so eng verwachsen mit dem des Papsttums, daß bis zum Jahre 1870 nur wenige daran gedacht haben, wie man ein Katholik sein könne, ohne zugleich Papist zu sein. Niemand hat diese Vermischung mehr gefördert als die Protestanten, die in ihrer Polemik stets den Papismus gemeint, den Katholizismus aber genannt und allen Männern, die nicht wütende Papisten waren, den katholischen Charakter abgesprochen haben. Als nun die Krisis des Jahres 1870 eintrat, da kam die Aufklärung über den Unterschied zwischen Katholizismus und Papismus, die drei oder vier Professoren zu verbreiten sich bemühten, viel zu spät. Ein ganzes Volk lernt nicht in sechs

*) Döllinger, der selbstverständlich dieselbe Richtung vertrat, kam insofern nicht in Betracht, als er sich offiziell am altkatholischen Kirchenwesen nicht beteiligte. Ich suchte ihn nur einmal auf, um mir in litterarischen Sachen Rat bei ihm zu holen. Er war keine imposante Persönlichkeit, wie ich mir ihn vorgestellt hatte, dafür aber sehr freundlich, gefällig und liebenswürdig.

Monaten um, was ihm drei Jahrhunderte lang unablässig eingepägt worden ist. Die Masse der gläubigen Katholiken sah sich also vor die Alternative gestellt, entweder mit Pius die äußersten Konsequenzen des papistischen Systems zu ziehen, oder nach ihrer Meinung mit dem Papismus zugleich den Katholizismus aufzugeben, und sie wählte — wenngleich mit schwerem Herzen — das erste. Der Teil der Gebildeten hingegen, der, wie gesagt, von der Macht religiöser Vorstellungen und kirchlicher Gewohnheiten keine Ahnung hat, der meinte, die Leute müßten es einsehen, welcher Schimpf unserm aufgeklärten Zeitalter durch den römischen Unsinn zugefügt werde. Einige von ihnen schlossen sich der altkatholischen Bewegung an, in der Meinung, diese werde nichts sein als ein bequemer und rascher Triumphzug der Wahrheit und Aufklärung durchs deutsche Vaterland. Nun ist aber, wie vorauszusehen war, alles ganz anders gekommen. Die katholische Bevölkerung Deutschlands ist römisch, teils aus Überzeugung, teils aus Furcht vor Schädigung des Christentums, teils als Füllstoff zwischen diesen beiden festen Bestandteilen, an dieser Thatsache können weder fromme Wünsche etwas ändern, noch Resolutionen und Gesetze, die in Berlin, Karlsruhe, Bonn oder sonstwo gemacht werden. Dieser Zustand, der durch das jahrzehntelange Zusammenwirken der verschiedenartigsten — guten und schlechten, bewußten und unbewußten — Kräfte herbeigeführt worden ist, kann wiederum bloß im Laufe von Jahrzehnten durch das Zusammenwirken vieler Kräfte beseitigt werden. Der Altkatholizismus tritt als eine solche Kraft, und zwar mit Bewußtsein und Absicht, in Aktion. Er will der erste Punkt des Widerstands sein, an dem die Ziel und Maß überschreitende papistische Bewegung sich bricht, und von dem aus die Massen allmählich in eine andre Richtung gelenkt werden. Es ist jetzt etwa hundert Jahre her, daß einige wenige Männer der damals herrschenden rationalistischen Strömung sich entgegenstimmten und jene Rückkehr zur Religion, ja zur Mystik anbahnten, die, nach Art aller menschlichen Bewegungen, in unsrer Zeit so weit über ihr vernünftiges Ziel hinausgeschossen ist. Es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß unsre Bewegung ebenfalls ihr Ziel erreichen wird, wenn alle dabei Beteiligten ihre Schuldigkeit thun; denn das Große erbaut sich doch eben nur aus vielem Kleinen, und das Ganze nur aus dem Einzelnen.“

„Also nicht der Anteil an einem mühelosen Triumphzuge, sondern die Verpflichtung zu einer mühseligen, langwierigen und oft recht verdrießlichen Arbeit ist das Loß des Altkatholiken. Davon wollen aber die Ungebuldigen nichts wissen, und nachdem ihre erste Hoffnung getäuscht worden ist, sehen sie sich nach einem »frischen Lustzuge« um, der die Sachlage plötzlich ändern soll. Daß sie zunächst darauf verfallen sind, mit einigen kräftigen Reformbeschlüssen der Synode die Rettung aus unbequemer Lage zu versuchen, das liegt in dem Parlaments- und Gesezmachungsieber unsrer Zeit. Wenn dem Deutschen

des neunzehnten Jahrhunderts ein Wagenrad bricht, oder wenn es ihm an Wasser fehlt, so ist nicht sein erstes, daß er zum Wagenbauer oder Brunnenmacher schickt, sondern er beruft eine Versammlung, hält eine Rede, wählt eine Kommission, faßt ein Dutzend Resolutionen und schlägt zwei Dutzend Gesetze vor. Im politischen Leben hat das Fieber schon ein wenig nachgelassen. *) Man beginnt einzusehen, daß neue Gesetze nicht neue Kräfte schaffen, sondern höchstens die Thätigkeit der vorhandenen regeln; daß die Sitte oder Unsitte überall stärker ist als das Gesetz, und daß Gesetze nur dann ausgeführt werden, wenn sie entweder der Willensausdruck einer weit überwiegenden Mehrheit oder eines ohne Widerspruch gebietenden absoluten Herrschers sind. Es ist daher ein Anachronismus, wenn man kirchlicherseits jetzt erst einen Irrweg betritt, den man politischerseits als einen solchen zu erkennen beginnt. Es ist ein Fehlgriff, neue Synodalbeschlüsse vorzuschlagen, ehe die vorhandnen verdaut sind, ein doppelter Fehlgriff, neue Synodalbeschlüsse vorzuschlagen, die nicht durch ein entschiednes Bedürfnis der überwiegenden Mehrheit unsrer Gemeinden geboten sind, und es ist nebenbei eine Gedankenlosigkeit, von dergleichen Beschlüssen auch noch einen Zuwachs zu erwarten. Das Synodalinstitut ist keine Fabrik, die jedes Jahr so und so viel Paragraphen »fertig zu stellen« hätte. Sind nicht neue Umstände eingetreten, die neue Regelungen fordern, so hat die Synode keine Beschlüsse zu fassen. Sie ist darum doch nicht überflüssig. Die Glieder einer weit zerstreuten Gemeinschaft bedürfen einer jährlichen Einigung, Besprechung, Beratung, damit sie sich nicht fremd werden, nicht auseinanderfallen. Vor der Hand ist das Bedürfnis neuer Mitglieder weit dringender als das Bedürfnis neuer Paragraphen.“

„Die apostolische Kirche hatte zwei Jahrzehnte großartiger Entwicklung und Ausbreitung hinter sich, während deren sich jede Gemeinde half, wie sie konnte, da erst wurde die erste Synode in Jerusalem gehalten. Auf ihr wurde ein einziger Paragraph gemacht, und dieser enthielt nichts als die Anerkennung eines thatsächlichen Zustandes. Er besagte nämlich, daß den aus dem Heidentum eintretenden das Joch des jüdischen Gesetzes nicht auferlegt werden solle. Es waren eben bereits Scharen von Heidenchristen vorhanden, die sich der Beschneidung nicht unterworfen hatten.“

„Als das Konzil von Konstanz die Superiorität des Konzils über den Papst lehrte, formulirte es auch nur die damalige Sachlage als Dogma. Denn die Leute hätten ja verrückt sein müssen, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß das absetzende Konzil über den drei abgesetzten Päpsten stehe, und daß einige hundert wirklich vorhandne Konzilsväter mehr wissen müßten, als ein noch nicht vorhandner Papst.“

„Den Leuten unsrer Zeit war vor dem Jahre Siebzig ein Konzil ein

*) Ein arger Irrthum! Was mich dazu verleitet hat, weiß ich heute nicht mehr.

gänzlich bedeutungsloser, weil im realen Leben gar nicht vorhandener Gegenstand, mit dem sich nur die Gelehrten zu befassen hätten. Dagegen war der Papst, dem kein Katholik zu widersprechen wagte, dem man fünfundzwanzig Jahre lang halbgöttliche Ehren erwiesen hatte, aus dessen Munde man eine Unzahl von Ablässen und dogmatischen Erklärungen devotest angenommen hatte, eine sehr reale Größe. Die römisch-katholische Christenheit behandelte ihren Pius zwei Jahrzehnte hindurch wirklich als ihren unfehlbaren Lehrer und unbeschränkten Herrn, und als Montalembert und seine Freunde, die das Werk der absoluten Papstherrschaft redlich gefördert hatten, nun endlich sahen, was sie angerichtet hatten, und zu widersprechen anfangen — nun, da war das Werk eben fertig und zu solid, als daß Proteste es hätten einreißen können. Pius sprach eben auch bloß die thatsächliche Lage aus, als er seine Unfehlbarkeit verkündete. Neue Verhältnisse schaffen, das ist unsre Aufgabe; das Paragaphiren derselben wird seinerzeit schon besorgt werden.“

„Nachdem wir uns mit denen auseinandergesetzt haben, die reformiren wollen, nur »um die Sache vorwärts zu bringen,« erlauben wir uns noch ein Wort an die zu richten, die aus Gewissensgründen reformiren wollen. Erst im Verlauf der Bewegung ist manchen die Größe des Unterschieds zwischen der Kirche der Gegenwart und der Kirche der Apostel klar geworden, über den man in protestantischen Kreisen längst klar ist. Sie halten sich nun im Gewissen verbunden, in Verfassung und Kultus alles abzuschaffen, was nicht in der Schrift begründet ist. Abgesehen von der Frage, ob bei Reformbestrebungen der Zustand der Apostelkirche nur als Ausgangspunkt und Regulator oder als Ziel aufgefaßt werden soll, möchten wir diese unsre Freunde auf Johann Gottlieb Fichte verweisen. Dieser Apostel deutscher Überzeugungstreue sagt in seinem System der Sittenlehre [es folgten nun zwei Stellen, in denen ausgeführt wird, daß der Geistliche als Gelehrter zwar seiner Gemeinde in der Erkenntnis vorausseilen und die gewonnene Privatüberzeugung in gelehrten Schriften aussprechen darf, daß er aber als Geistlicher nur den Glauben seiner Gemeinde zu verkündigen hat, und daß, wenn er auf der Kanzel Privatmeinungen einmischt, sofern er Staatsbeamter ist, der Staat das Recht hat, es ihm zu verbieten]. Wir müssen es aus Mangel an Raum den Lesern überlassen, die Mißverständnisse, die diese ausgehobnen Sätze veranlassen können, durch eignes Nachdenken oder durch Nachschlagen des Zusammenhangs zu beseitigen, und bemerken nur eins dazu: Privatüberzeugung ist keine Kirchen, überhaupt keine Gemeinschaft bildende Kraft, denn jeder hat eine andre Überzeugung. Kirchen entstehen und erhalten sich nur, wo Glaubenssätze und Kulte als selbstverständliche Grundlage von vielen zugleich angenommen werden, die sich auf diese Grundlage stellen, ohne sie einer Diskussion zu unterwerfen. Die Kirche, der man angehört, kann eine Richtung einschlagen, die so verderblich ist, daß sich viele durch ihre Privatüberzeugung im Gewissen verbunden

fühlen, dagegen zu protestiren. Zu einer entwicklungsfähigen Neubildung führt aber ein solcher Protest nur dann, wenn das, was man aus der frühern Grundlage herübergenommen hat, einer weitem Diskussion nicht unterworfen wird. Wollen dieser Erfahrung zum Troß einige unsrer Freunde einen Kirchenbau auf Grund gewissenhafter Privatüberzeugung versuchen, so werden wir ihrem Mut und ihrer Überzeugungstreue unsre Hochachtung nicht versagen, halten uns aber verpflichtet, die zwei unvermeidlichen Konsequenzen solchen Beginmens auszusprechen.“

„Erstens wäre damit die gesetzliche Grundlage des Altkatholizismus gefährdet. Wenn einige Staaten den Altkatholiken das Recht zugesprochen haben, sich als Mitglieder der katholischen Kirche zu betrachten und ihren Anteil am katholischen Kirchenvermögen zu beanspruchen, so haben sie das Wort Altkatholiken natürlich nicht in dem Sinne verstanden, daß wir bis auf die Apostelzeit zurückgehen und dieser gemäß unser Kirchenwesen rekonstruiren wollen. In diesem Sinne hält sich bekanntlich jede der vorhandnen Kirchengesellschaften für altkatholisch, und jede von ihnen könnte einen Teil des katholischen Kirchenvermögens beanspruchen. Die Gesetzgebung konnte unter Altkatholiken nur solche verstehen, die die vatikanische Neuerung verwerfen, übrigens aber als Katholiken und nicht als Protestanten erkennbar sind, beide Worte in dem allgemein anerkannten Sinne verstanden. Zweitens hört damit die Mission auf, die Deutschen von Roms Herrschaft zu erlösen. Keine der vorhandnen protestantischen Gemeinschaften übt irgend welche Anziehungskraft aus auf das katholische Volk, und es ist nicht abzusehen, woher eine neue kleine Protestantengemeinschaft, die ja für die religiöse Befriedigung ihrer eignen Mitglieder recht zweckmäßig sein kann, solche Anziehungskraft nehmen sollte.“

Nachdem dann kurz angegeben worden war, welche Aufgaben der Altkatholizismus meiner Ansicht nach zu erfüllen habe, schloß der Artikel mit den Worten: „Ist durch solche Thätigkeit dereinst das katholische Deutschland von Rom gelöst, dann wird sich ja auch Verfassung und Kultus ändern, denn alles Lebendige ändert sich. Es wird diese Änderung zu gegenseitiger freundschaftlicher Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten und vielleicht zu einer deutschen Nationalkirche führen. Aber dieser deutschen Zukunftskirche jetzt in Bonn das Gewand zuschneiden wollen, das wäre ebenso, wie wenn der Stuttgarter oder der Magdeburger Magistrat jetzt die Verfassung machen wollte, die das deutsche Reich im zwanzigsten Jahrhundert haben soll. Die deutsche Zukunftskirche (falls eine solche im Räte der Vorsehung beschlossen sein sollte) wird nicht gemacht, weder in Berlin, noch in Karlsruhe oder in München, noch in Bonn; sondern sie wächst; sie wurzelt und wächst an jeder Stelle, in jedem Dörflein, in jedem Haus, wo ehrliches deutsches Christentum gehegt und gepflegt wird.“

(Fortsetzung folgt)